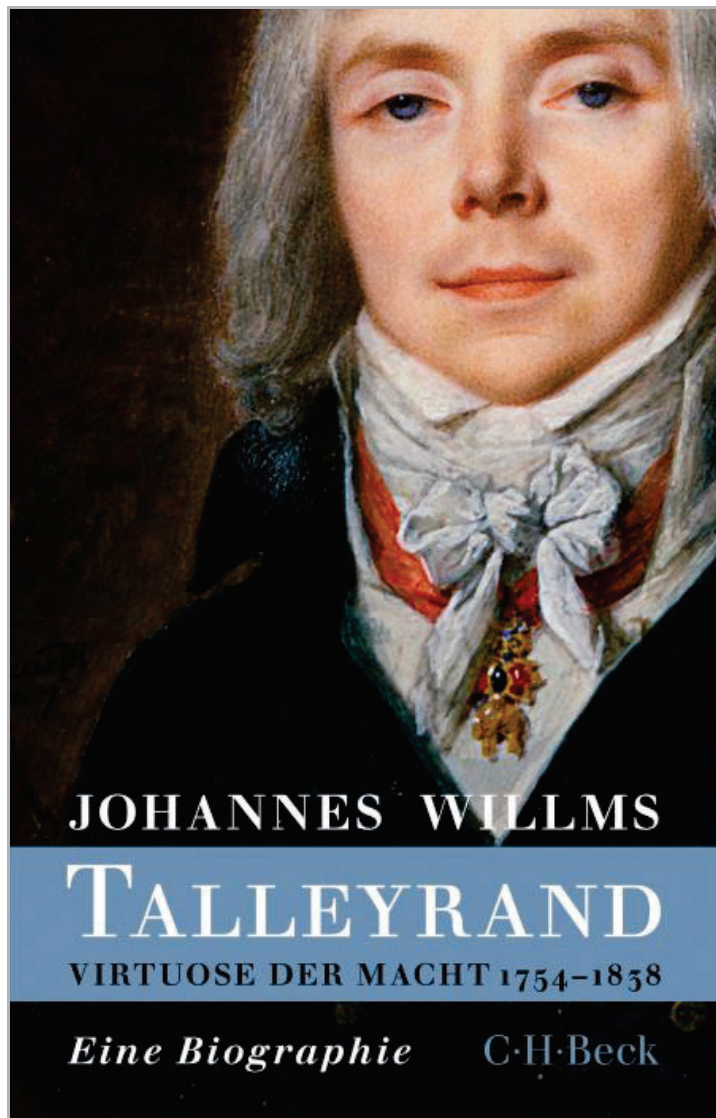


Unverkäufliche Leseprobe



Johannes Willms
Talleyrand

Virtuose der Macht 1754-1838

2024. 384 S., mit 24 Abbildungen
ISBN 978-3-406-82468-5

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/37096753>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Johannes Willms

TALLEYRAND

«Die Sprache ist dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen» – so ließ der wohl berühmteste Diplomat der Weltgeschichte einmal den spanischen Gesandten wissen, als dieser ihn an ein nicht eingehaltenes Versprechen erinnerte. Johannes Willms geht in seinem neuen Buch dem rätselhaften Genie jenes Mannes nach, der es mit un-nachahmlicher Geschmeidigkeit verstand, in sechs verschiedenen Regimen sechsmal eine führende Rolle einzunehmen und das vollständig besiegte Frankreich ohne die geringste Gebietsabtretung durch den Wiener Kongress zu lotsen.

Talleyrands Opportunismus mit seinen geradezu mythischen Dimensionen hat ihm bis heute bei den Historikern eine schlechte Presse und heftige moralische Verurteilungen eingetragen. Anders als das gängige Bild vom skrupellosen Verräter portraitiert Willms' neue Biographie Talleyrand erstmals jenseits aller Klischees als Phänotyp seiner Zeit – einer Epoche gewaltiger sozialer und politischer Umbrüche, von der seine hochadlige Gesellschaftsschicht besonders stark betroffen war.

Johannes Willms ist Historiker und Leitender Redakteur der «Süddeutschen Zeitung». Er hat vielbeachtete Werke vor allem zur französischen Geschichte vorgelegt, darunter Biographien Napoleons, Balzacs und Stendhals. In der Reihe «Die Deutschen und ihre Nachbarn» hat er den Band über Frankreich verfasst.

Johannes Willms

TALLEYRAND

Virtuose der Macht

1754–1838



Mit 24 Abbildungen

Die erste und zweite Auflage erschienen in gebundener Form im Jahr 2011.

2. Auflage in der Reihe C.H.Beck Paperback. 2024

© Verlag C. H. Beck oHG, München 2011

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks zum
Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Miniatur von Louis Marie Sicard,

1792 © akg-images /CDA/Guillemot

Satz: ottomedien, Darmstadt

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 82468 5

*Aux
amis parisiens*

INHALT

Vorwort 9

Erstes Buch

Im Dienst von Kirche und Revolution

| | | |
|-----------------|-------------------------------------|----|
| Erstes Kapitel | Der Klumpfuß ist das Schicksal | 15 |
| Zweites Kapitel | Der Bischof als Revolutionär | 45 |
| Drittes Kapitel | Ein neuer Himmel, eine neue Erde | 75 |
| Viertes Kapitel | Der Charakterdarsteller als Statist | 97 |

Zweites Buch

Vom Mentor zum Widersacher Napoleons

| | | |
|------------------|-----------------------------------|-----|
| Fünftes Kapitel | «Ich habe Napoleon geliebt» | 127 |
| Sechstes Kapitel | Für Frankreich und gegen Napoleon | 155 |
| Siebtes Kapitel | «Der Anfang vom Ende» | 181 |

Drittes Buch

Enttäuschte Illusionen

| | | |
|-----------------|------------------------|-----|
| Achtes Kapitel | Im Kreis der Sieger | 207 |
| Neuntes Kapitel | Waterloo | 235 |
| Zehntes Kapitel | Le style c'est l'homme | 257 |
| Elftes Kapitel | Letzte Botschaften | 289 |

| | | |
|--------|--------------------|-----|
| Anhang | Anmerkungen | 319 |
| | Abbildungsnachweis | 377 |
| | Personenregister | 379 |

Vorwort

Talleyrand gehört zu jenen historischen Gestalten, deren Leben schon häufig geschildert wurde. Das verrät einerseits das große Interesse, das sein Wesen und Wirken noch immer weckt. Andererseits macht es aber auch deutlich, wie schwierig es ist, ein Porträt von ihm zu zeichnen, das seiner Persönlichkeit gerecht wird. Das war durchaus in seinem Sinn, wie seine Bemerkung gegenüber der Gräfin Kielmannsegge bezeugt: «Ich wünsche mir, dass man in Jahrhunderten fortfährt, darüber zu diskutieren, wer ich gewesen bin, was ich dachte und was ich wollte.»¹ Dieses Ziel hat er erreicht.

Die Kontroverse um Talleyrand wurde schon von den Zeitgenossen angestoßen. Ihre sehr divergierenden Eindrücke finden sich zuhauf – meistens als kritische bis negative Urteile in Briefen, Tagebüchern und Memoiren. Alles in allem handelt es sich um Bruchstücke von sehr unterschiedlichen Konfessionen, die sich nicht zu einem Bild fügen. Sie zeigen nicht Talleyrand, sondern verschiedene Männer, die seinen Namen tragen.

Diese Verwirrung hat mehrere Gründe, und Talleyrand selbst hat viel dazu beigetragen. Im Laufe seines langen und bewegten Lebens setzte er Masken auf, die er den jeweiligen Umständen und Anforderungen geschmeidig anzupassen verstand. Das erklärt die Unschärfe seines Bilds, die sich aber nicht nur eigenem Zutun verdankt, sondern auch den politischen Umbrüchen, die sein Leben und Wirken begleiteten. 1789, zu Beginn der Revolution, war Talleyrand bereits 35 Jahre alt. Die Zeit, die ihn prägte und der er entstammte, war also identisch mit der letzten Phase des *Ancien Régime*. Das verschaffte ihm eine Ungleichzeitigkeit, die vor allem jenen notwendigerweise ein Rätsel aufgeben musste, deren Lebenserfahrungen und Perspektiven durch Umstände geprägt worden waren, die sich dem radikalen, durch die Revolution veranlassten Wandel verdankten.

In seinem Denken blieb Talleyrand der Aufklärung verhaftet, während ihn sein Handeln als Repräsentanten der Hocharistokratie aus-

wies. Beides trug zur wachsenden Entfremdung von jenen bei, deren Anschauungen infolge der Revolution ideologisch überformt waren. Ihnen musste Talleyrand umso suspekter erscheinen, als er nicht nur alle Stürme dieser «Sattelzeit»² unbeschädigt und jedem der fünf Regime in leitender Position dienend überstand, sondern er auch jeweils maßgeblich daran beteiligt war, diese erst an die Macht und dann wieder zu Fall zu bringen. Das vor allem hat ihn als gewissenlosen Opportunisten in Verruf gebracht.

Der biographische Essay von Charles-Augustin Sainte-Beuve, der postum 1870 erschien, beginnt deshalb mit der Feststellung: «Das Leben von M. de Talleyrand zu schildern, ist ein kaum mögliches Unterfangen, und ich glaube nicht, dass die Veröffentlichung seiner schon so oft erwarteten und ebenso häufig verschobenen Erinnerungen, wenn sie denn jemals erfolgen sollte, nennenswerte Abhilfe schafft. Als ein ausgebuffter Schauspieler wird M. de Talleyrand mehr noch als jeder andere Autor von Memoiren, diese verfasst haben, um sein Leben schön zu färben und nicht um es zu enthüllen.»³

Sainte-Beuves Voraussage bewahrheitete sich. Talleyrands Memoiren, die 1891–1892 in fünf Bänden vom Duc de Broglie publiziert wurden, bieten trotz ihres Umfangs nur einen fragmentarischen Lebensbericht. Außerdem wurde das Manuskript vom langjährigen Sekretär und Vertrauten Adolphe de Bacourt mit der Maßgabe überarbeitet, Talleyrands Tun und Lassen gegenüber der Nachwelt zu rechtfertigen. Dessen ungeachtet enthalten diese Erinnerungen manche Passagen, die unbeabsichtigt mehr preisgeben, als Autor und Bearbeiter wohl beabsichtigt hatten. Nicht viel anders verhält es sich mit Briefen und anderen Dokumenten, die seither in großer Zahl in privaten wie öffentlichen Archiven entdeckt und veröffentlicht wurden. Auch wenn sie manches Mosaiksteinchen zu einzelnen Aspekten von Talleyrands Leben, seiner Persönlichkeit und seiner politischen Laufbahn beisteuerten, haben sie in der Summe dessen Rätsel nicht wesentlich erhellt.

Wenn der Biograph also nicht wie viele vor ihm einen Beitrag dazu leisten will, diesem Mythos, hinter dem Talleyrand verschwindet, bloß einen neu aufgeputzten und mit einer Fülle von Anekdoten ausgeschmückten hinzuzufügen, der also nur alte Einsichten wiederholt, muss er einen neuen Weg einschlagen. Den entscheidenden Hinweis dafür verdankt er einem Schreiben des damaligen österreichischen Botschafters in Paris, Fürst Metternich, der Talleyrand sehr gut kannte und sich

manches bei ihm abschaute. Im Brief Metternichs an Staatskanzler Johann Philipp Graf von Stadion vom 24. September 1808 findet sich eine Mitteilung, die der Verfasser als Fingerzeig auffasste, um jener Verlegenheit zu entgehen: «Es ist unerlässlich, schon eine geraume Zeit in Paris zu sein, um die wahre Haltung von M. de Talleyrand zu beurteilen. – Man muss bei M. de Talleyrand den moralischen vom politischen Menschen unterscheiden. Er könnte und würde nicht das sein, was er ist, wenn er moralisch wäre. Andererseits ist er ein ausgesprochen politisch denkender Mensch und als solcher ein Mann der Systeme. Das macht ihn gleichermaßen nützlich oder gefährlich.»⁴

Die vorliegende Biographie orientiert sich diesem Rat folgend vor allem am politischen Denken und Handeln Talleyrands unter sich bisweilen ebenso rasch wie dramatisch verändernden Rahmenbedingungen. Diese bezeichnen ein halbes Jahrhundert der sozialen und politischen Geschichte Frankreichs, das von der letzten Phase des *Ancien Régime* bis zu den Anfängen der Juli-Monarchie von 1830 durch gewaltige und rasch aufeinander folgende Um- und Aufbrüche gekennzeichnet war. Die Dichte und Komplexität dieses Geschehens darzustellen, ließ sich angesichts des dem Leser zumutbaren Umfangs einer Biographie nur unter zwei Einschränkungen verwirklichen: Die Schilderung der jeweiligen Epochen bescheidet sich mit deren typologischer Skizzierung, und Talleyrands Agieren und Reagieren wird im wesentlichen am Beispiel seines politischen Denkens und Handelns erörtert. Für die nächst seiner Rolle in den Anfängen der Revolution wichtigste und mit Abstand längste Phase von Talleyrands politischer Tätigkeit von 1797 bis 1815 sei im Übrigen auf die Napoleon-Biographie verwiesen, die der Verfasser 2005 veröffentlichte.⁵

Eine Biographie Talleyrands erfüllt sich aber nicht allein in der Erörterung der Pathogenese seines politischen Denkens und Handelns. Deshalb ist ein weiterer Schwerpunkt dieser Darstellung die Schilderung jenes Maskenwechsels, den Talleyrand zeitlebens ebenso betrieb wie die damit verknüpfte Anpassung seiner politischen Rhetorik. Beides spiegelt sich nicht nur in seinen Reden, Denkschriften oder der amtlichen wie privaten Korrespondenz wider, sondern auch in den zumeist kritischen Schilderungen der Zeitgenossen.

Bis auf die Restauration von 1814 war Talleyrand nie der Hauptakteur, sondern hatte seinen Platz in den Kulissen der Macht. Als «graue Eminenz» der französischen, zeitweilig sogar der europäischen Politik,

übte er einen ebenso diskreten wie häufig entscheidenden Einfluss aus. Dass und wie er diese Rolle über so viele Wechselfälle, Umbrüche und Regimes erfolgreich ausfüllen konnte, macht seine große Faszination aus. Diese begreiflich zu machen, ist die Absicht des vorliegenden Buches.

Paris, im Juni 2010

Johannes Willms

Erstes Buch

IM DIENST VON KIRCHE UND REVOLUTION



Erstes Kapitel

Der Klumpfuß ist das Schicksal

Das Porträt Talleyrands, das Benjamin Constant im Januar 1815 entwarf, beginnt mit der Feststellung: «Was den Charakter von M. de Talleyrand entschied, waren seine Füße. Sobald seine Eltern erkannten, dass er hinkte, fassten sie den Entschluss, ihn für den geistlichen Stand zu bestimmen, während sein (jüngerer) Bruder der künftige Chef der Familie sein sollte. Verletzt, aber in sein Schicksal ergeben, nahm M. de Talleyrand das Priestergewand wie eine Rüstung an und warf sich auf diese Laufbahn, um daraus irgendeinen Gewinn für sich herauszuschlagen.»¹

Benjamin Constant übernahm damit eine Deutung, die grundlegend ist für die Legende, mit der Talleyrand zeitlebens seine Kindheit umgab. Talleyrand war davon überzeugt, dass die in den ersten Jahren gemachten Erlebnisse einen unauslöschlichen Einfluss auf sein weiteres Leben ausgeübt hatten, wie er Claire de Rémusat gegenüber bemerkte. «Verriete ich Ihnen, wie meine Jugend verlief, würden Sie sich weit weniger über viele Dinge wundern.»² Schon vor der Darstellung in seinen Memoiren, mit deren Aufzeichnung er im Sommer 1812 begann,³ hatte er wiederholt Vertrauten vom Unglück seiner frühen Jugend erzählt. So etwa Etienne Dumont, dem Sekretär Mirabeaus, mit dem er während seines Aufenthalts in London 1792 Umgang pflegte.⁴ Damals wie später stufte Talleyrand die Verkrüppelung seines rechten Fußes als das schicksalhafte Verhängnis ein, das sein Leben wie nichts sonst beeinflusst habe. Diese Behinderung sei *die* Ursache dafür gewesen, dass die Eltern ihm als Kind nur mit Gefühlskälte und Ablehnung begegneten, ihn seiner Vorrechte als Erstgeborener beraubt und für die Priesterlaufbahn bestimmt hätten, für die er keinerlei Berufung empfunden habe.

Seine Schilderung einer von Lieblosigkeit gekennzeichneten Kindheit schloss Talleyrand mit einem Eingeständnis, das an die Empathie appellierte und das eine plausible Deutung seiner charakterlichen Ent-

wicklung liefern sollte. «Sie sehen, dass ich in dieser Situation nur die Wahl hatte, entweder vor Kummer zu sterben oder mich derart zu betäuben, dass ich kein Empfinden mehr dafür hatte, was mir vorenthalten wurde. Ich entschied mich also für die Betäubung, aber ich will Ihnen gerne zugeben, dass ich mich damit irrte. Vielleicht wäre es besser gewesen, zu leiden und mir damit meine Fähigkeiten zu empfinden, zu bewahren. Tatsächlich hat mich diese seelische Unbekümmertheit, die Sie mir vorwerfen, selbst oft angewidert. Ich habe die anderen nicht wirklich geliebt. Aber das gilt auch für mich selber, denn ich habe niemals ein ausgeprägtes Interesse für mich empfunden.»⁵

In den Memoiren beschied sich Talleyrand bei der Schilderung seiner Kindheit damit, diese geradezu lakonisch abzuhandeln. Vor allem das verschaffte der Legende seines von Lieblosigkeit bestimmten Aufwachsens den Anschein einer Stimmigkeit, die fast alle Biographen für bare Münze nahmen. Sie wähten, darin den Schlüssel für das Rätsel dieses höchst widersprüchlichen und wechselvollen Lebens zu erkennen. Das dürfte den Absichten Talleyrands entsprochen haben. Im Juli 1830, als die von ihm maßgeblich initiierte bourbonische Restauration in Agonie lag, eröffnete er einem Besucher, dem Baron Vitrolles, den bislang verschwiegenen Plan, seine Memoiren vorzulegen, wobei er ihm die Frage stellte: «Ist Ihnen, wenn Sie die unterschiedlichen Epochen durchmustern, aufgefallen, dass man immer auf einen Mann trifft, der, dank einer besonderen Übereinstimmung zwischen seinem Charakter und dem seiner Zeit, der Typus und damit gleichsam der Repräsentant seines Jahrhunderts wird?»⁶

Das war das Bild, das er von sich selber entwarf, denn er diente in seinem langen Leben fünf sehr unterschiedlichen Regimen in wichtiger Funktion. Alle waren mit mehr oder minder heftigen Konvulsionen untergegangen, ohne dass er daran Schaden genommen hatte. Ein solches Ende kündigte sich im Juli 1830 wieder an, aber erneut konnte er sich in der Gewissheit wiegen, auch von dem neuen, dem sechsten Regime gebraucht zu werden. Diese erstaunliche Fähigkeit, alle Regimewechsel nicht nur politisch zu überleben – Talleyrand legte in seinem Leben vierzehn Loyalitätsschwüre und Gelöbnisse ab, die er alle brach –, verschaffte ihm den Ruf eines skrupellosen Verräters und zynischen Opportunisten. So urteilten häufig Zeitgenossen, von denen die wenigsten ihm allerdings etwas vorwerfen konnten, was nicht auch auf sie selber zutraf, denn viele von ihnen hatten auch mehrere Eide geschworen und

gebrochen. Vor allem in den Anfängen delirierte die Revolution in einer wahren Orgie von Eidleistungen, was Talleyrand in einem Schreiben an seine Freundin Adélaïde de Flahaut Ende November 1790 zu der Äußerung veranlasste: «Nach all den Schwüren, die wir geleistet und wieder gebrochen haben, nachdem wir so oft unsere Treue zur Verfassung, zur Nation, zum Gesetz und für den König beeidet haben, lauter Dinge, die nur Begriffe sind, welche Bedeutung kann dann ein weiterer Schwur wirklich noch haben?»⁷

Wie Talleyrand zogen viele andere aus der Revolution und dem napoleonischen Empire Vorteile, die sie später erfolgreich zu behaupten suchten. Vor allem sah er sich als Zielscheibe selbstgerechter Empörung, die stets einher ging mit neiderfüllter Bewunderung, denn wie kein anderer verstand es Talleyrand, allen politischen Wechselfällen zum Trotz, den eigenen Ruf und Reichtum zu mehren. Die Befähigung zu solchem Geschick habe er, so lautete der Vorwurf, der jeweils eingenommenen Stellung wie den daraus gewonnenen Einsichten zu verdanken. Deshalb sei es ihm möglich gewesen, jede Wendung des politischen Konjunkturverlaufs unter Berücksichtigung seiner Interessen zu beeinflussen.

Um solch anhaltenden Erfolg im Leben zu haben, braucht es jedoch nicht nur eine gehörige Portion Glück und Intelligenz, sondern vor allem auch einen Charakter, der, von keinen Skrupeln geplagt, das avisierte Ziel verfolgt. Über dieses Ziel, das Charles-Maurice de Talleyrand-Périgord bei seiner Geburt am 2. Februar 1754 in Paris gleichsam in die Wiege gelegt wurde, gibt es angesichts seiner Abkunft keinen Zweifel. Seine zwar nicht sonderlich wohlhabende, aber ausgeprägt adelstolze Familie, die dem Glauben anhing, ihre Aszendenz über mehr als tausend Jahre zurückverfolgen zu können, erhob Anspruch darauf, als eine der vornehmsten im Frankreich der alten Monarchie zu gelten. Diese Behauptung war in sozialer Hinsicht wichtiger als der Besitz großen Reichtums, um dem Träger des Namens Talleyrand-Périgord eine glanzvolle Karriere zu garantieren. Die Gewähr dafür bot die Stellung der Eltern am Hof Louis XV in Versailles.⁸ Der Vater, Charles-Daniel (1734–1788), diente bei der Geburt von Charles-Maurice im Rang eines Obersten im Regiment der «Grenadiers de France» der königlichen Armee und war seit 1759 auch einer der dem Dauphin und künftigen Louis XVI attachierten Edelleute. Bei dessen Krönung 1775 in Reims fungierte er als einer der vier Wächter des Gefäßes mit dem hei-

ligen Öl. Die Mutter war eine geborene Alexandrine de Damas d'Antigny (1728–1809) und seit 1751 *dame d'honneur* von Maria-Josepha von Sachsen, der Mutter Louis XVI, die mit dem Dauphin Louis-Ferdinand verheiratet war.

Die mit der Stellung im Haushalt des Dauphin verbundenen Pensionen und Geldzuwendungen sicherten dem Ehepaar ein bescheidenes Auskommen, das aber kaum ausreichte, das aufwendige Leben in Versailles zu bestreiten und eine kleine Privatwohnung in Paris in der Rue Garanière unweit der Kirche von Saint-Sulpice zu unterhalten. Zeitweilig konnte sich das Paar keine Dienstboten leisten, weshalb der Pariser Haushalt über Monate von Marie-Elisabeth Chamillart geführt wurde, der seit 1745 verwitweten zweiten Frau von Talleyrands Großvater Daniel-Marie-Anne de Talleyrand, der bei der Belagerung von Tournai gefallen war. Die große finanzielle Bedrängnis des jungen Elternpaars zeigt sich auch daran, dass Alexandrine, die in Paris die Geburt von Charles-Maurice erwartete, ihre Mutter, die Marquise d'Antigny, bat, ihr einige Dinge für die Niederkunft zu schicken. Sollte sie diese nicht erhalten, sähe sie sich gezwungen, «die Geschichte von der Heiligen Jungfrau um einen zweiten Band» zu erweitern.⁹ Das war keineswegs nur eine witzige Übertreibung, wie auch eine Bemerkung der Marquise de Créquy belegt. Die Talleyrands, so heißt es in ihren apokryphen Memoiren, lebten von der Hoftafel, und auch das Kind Charles-Maurice ernährten sie mit den Krumen, die vom königlichen Bankett in Versailles abfielen.¹⁰

Auch wenn diese Mitteilung der spitzzüngigen Marquise de Créquy nicht wörtlich zu verstehen ist, macht sie dennoch die prekären Lebensumstände des Paares deutlich. Für die Eltern des Neugeborenen war die finanzielle Notlage eine umso bitterere Erfahrung, weil dessen Taufpate, der ältere Halbbruder Gabriel-Marie de Talleyrand Comte de Périgord, mit der Fürstin de Chalais nicht nur eine glänzende Partie gemacht hatte, sondern auch als Gouverneur des Languedoc über ein jährliches Einkommen von rund 160 000 *livres* verfügte. Ein nicht minder üppiges Auskommen hatte auch Alexandre-Angélique de Talleyrand-Périgord, der zweite der insgesamt vier Brüder des Vaters, der im Dienst der Kirche stand und 1766 die üppig dotierte Stellung eines Coadjutors der Erzdiözese von Reims einnahm. 1777 wurde er Erzbischof dieses Bistums, das als eines der reichsten Frankreichs galt und seinem Titular ein Leben im Luxus ermöglichte.

Der Reichtum dieser beiden nahen Verwandten illustriert die zwei Aufstiegsmuster, die sich minder begüterten Adelsangehörigen boten, um ihren Kindern Wohlstand und Fortkommen zu garantieren. Das eine war eine möglichst vorteilhafte Heirat, die dazu beitrug, den Nachkommen eine Karriere beim Militär oder in der königlichen Verwaltung zu erleichtern; das andere war der Eintritt in den geistlichen Stand, der Söhnen aus Familien, die mit dem Hoch- und Hofadel versippt waren, den Aufstieg zu den höchsten und lukrativsten Kirchenämtern verheißte.¹¹ Das galt vor allem für Frankreich, wo sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts klerikale Dynastien bildeten, bei denen hohe Kirchenämter vom Onkel an den Neffen vererbt wurden.¹² Der große Nachteil dieses Klientelsystems war, dass Anforderungen an die kirchlich-geistlichen oder auch moralischen Qualitäten des jeweiligen Kandidaten keine sonderliche Rolle spielten.

Entsprechend der Familientradition sollte Charles-Maurice wohl die militärische Laufbahn einschlagen. Diese Absicht verrät der Vorname Maurice, auf den das Kind noch am Tag seiner Geburt in der Kirche von Saint-Sulpice getauft wurde. Das jedenfalls teilte Talleyrand Jahrzehnte später einer Freundin mit.¹³ Dass er aber nicht dem Vorbild dieses Namenspatrons, des Marechal de Saxe, folgte und im Militär Karriere machte, sondern auf den Kirchendienst vorbereitet wurde, bezeichnete er immer wieder als die frühe und entscheidende Weichenstellung seines Lebens, für die er die ausgeprägte Lieblosigkeit seiner Eltern verantwortlich machte. Diese Behauptung erschien den Zeitgenossen im Licht eines Paradigmenwechsels nur zu plausibel, der sich dem 1762 veröffentlichten Erziehungsroman *Emile* von Jean-Jacques Rousseau verdankte, dessen Maximen nach rund zwei Jahrzehnten schließlich Eingang in zahlreiche erzieherische Lehrschriften fanden und eine breite Publikumsresonanz auslösten. Deren Rezeption veränderte das in Adelskreisen übliche Verhältnis zwischen Eltern und Kindern nachdrücklich. Wie es zuvor darum bestellt war, schilderte der 1735 geborene Fürst Charles-Joseph de Ligne: «Mein Vater liebte mich nicht. Ich weiß nicht warum, denn wir kannten einander nicht. Es war damals weder Mode, ein guter Vater noch Gatte zu sein. Meine Mutter lebte in ständiger Furcht vor ihm. Sie brachte mich unter einem großen Reifrock zur Welt und starb einige Jahre später (1740) auf eben dieselbe Weise. So sehr liebte er das Zeremonielle und den Anschein von Würde.»¹⁴ Das war keine besonders exzentrische Ausnahme, denn in

der Hocharistokratie hatten um die Mitte des 18. Jahrhunderts die eigenen Kinder, von denen nicht wenige aus schierer Vernachlässigung früh starben, nur geringe Geltung. Dementsprechend wuchsen sie in der Regel außerhalb der Familie bei Ammen und «Erziehern», die oft nichts anderes als schlecht bezahlte und ungebildete Bedienstete waren, unter denkbar widrigen Umständen auf. Häufig kehrten sie erst als Heranwachsende zu ihren Eltern zurück.¹⁵

Mit der nach diesem Muster ausgemalten Legende seiner liebeskalten Kindheit verfolgte Talleyrand vor allem den Plan, Nachsicht, wenn nicht verzeihendes Verständnis der Mit- und Nachwelt für seinen späteren Verrat an der Kirche zu erhalten, deren Priester und Bischof er war. Dieser Verrat haftete ihm wie ein Schatten bis aufs Sterbebett an. Daneben verblassten für ihn alle weiteren Eidbrüche, derer er bezichtigt wurde. Die konnte er pauschal mit der geistreichen Bemerkung abtun, solcher Verrat sei eine Frage des Datums. Im Unterschied jedoch zu den diversen Regimes seit der Revolution behauptete die Kirche einen spirituellen und moralischen Anspruch, der unverändert galt. Sich dagegen versündigt zu haben, war eine Heimsuchung, die er lebenslang zu bannen suchte. Aus diesem Verlangen erwuchs die Kindheitslegende, von deren Wahrheit er selber überzeugt war.

Dem entspricht die distanzierte Knappheit in den Memoiren: «In dieser Zeit waren die Kinder die Erben *des Namens und des Wappens*. Man glaubte, alles für sie getan zu haben, wenn man sie auf ihre Karriere vorbereitete, ihnen Posten in Aussicht stellte, einige mündelsichere und unveräußerliche Einkunftsquellen verschaffte, sich darum kümmerte, sie vorteilhaft zu verheiraten, um derart ihr Vermögen zu mehren. Die Mode liebevoller elterlicher Hege und Pflege war noch unbekannt; in meiner Kindheit herrschte vielmehr eine ganz andere Praxis: Man überließ mich mehrere Jahre lang meinem Schicksal in einem Pariser Vorort. Dort war ich noch im Alter von vier Jahren untergebracht.»¹⁶

Talleyrands Eltern machten keine Ausnahme von dem in höheren Kreisen der Gesellschaft üblichen Umgang mit Kindern,¹⁷ doch ist der Eindruck, den Talleyrand in den Memoiren zu erwecken sucht, er sei bis zu seinem vierten Lebensjahr seiner Erzeuger nie ansichtig geworden,¹⁸ sondern bei einer Amme aufgewachsen, nachweislich falsch. Das gilt auch für die immer wieder anklingende Behauptung, die Eltern hätten ihm nur Desinteresse und Lieblosigkeit bezeugt. Das habe ihn aber nicht

zerbrochen, sondern früh reifen lassen. «Ich fühlte mich isoliert, ohne alle Unterstützung, immer auf mich selber zurückgestoßen. Ich führe deswegen keine Klage, denn ich bin überzeugt, dass dieses auf mich selber Zurückgeworfensein, meine Fähigkeit zu reflektieren, enorm entwickelt hat. Den Leiden meiner frühen Kindheit verdanke ich es, diese Fähigkeiten bei Zeiten geübt und daraus die Gewohnheit entwickelt zu haben, gründlicher nachzudenken, als ich es vielleicht getan hätte, wenn ich unter glücklicheren Umständen aufgewachsen wäre.»¹⁹

Auch wenn Talleyrand die Erinnerungen an seine lieblose Kindheit mit vielen Facetten ausschmückt, sieht die Wahrheit dahinter doch anders aus. Als die Marquise d'Antigny, Talleyrands Großmutter, beispielsweise von September 1755 bis März 1756 in Paris auf Besuch weilte und im Hause ihrer Tochter wohnte, waren Charles-Maurice und sein älterer Bruder Alexandre ebenfalls zugegen und wurden von ihr mit Spielsachen beschenkt. Im Anschluss an diesen Aufenthalt reisten beide Kinder von der Mutter begleitet für einige Zeit nach Commarin, dem Schloss der Marquise in Burgund.²⁰ Zwar ist es verständlich, dass Charles-Maurice diese frühkindlichen Begebenheiten nicht in Erinnerung behielt, aber sie dementieren dennoch seine späteren Behauptungen. Das gilt erst recht für die Zeit nach dem Tod des älteren Bruders im Frühjahr 1757, als die Mutter auch noch eine Fehlgeburt erlebte. Beide Schicksalsschläge gaben wohl den Anlass, dass die Zuwendungen für Charles-Maurice, jetzt das einzige Kind des Paares, verstärkt wurden. Jedenfalls nahm ihn die Mutter im Sommer 1757 zu einer Kur nach Forges mit, wo die Bäder, wie sie der Marquise d'Antigny schrieb, dem Kleinkind sehr gut anschlugen.²¹

Die Eltern waren also durchaus um die Gesundheit des Sohnes besorgt. Um ihn zu kräftigen und nicht, wie Talleyrand perfide andeutet, um ihn abzuschieben, wurde Charles-Maurice nach der Rückkehr von Forges bis zum Ende des Sommers 1760 in die Obhut seiner Urgroßmutter väterlicherseits auf Schloss Chalais in der Charente unweit von Barbezieux gegeben, wo das Kind gesunde Landluft atmen konnte und nicht der im Sommer von vielen Gestänken geschwängerten Atmosphäre im schmutzstarrenden Paris ausgesetzt war. Dazu riet vor allem auch eine altersbedingt anfällige Gesundheit bei damals vielen Kleinkindern, für die auch der Tod des ältesten Sohnes verantwortlich gemacht wurde. Mütterliche Fürsorge also bestimmte Alexandrine, das Angebot der Urgroßmutter zu akzeptieren, Charles-Maurice für eine

Weile aufzunehmen, auch wenn sie es, wie sie ihrer Mutter, der Marquise d'Antigny schrieb, «gräme, ihn für so lange Zeit nicht zu sehen».²²

Talleyrand hingegen beschreibt den Aufenthalt in Chalais nicht nur als Abschiebung, sondern als einen ganz besonders lieblosen elterlichen Akt. Die Eltern hätten, so seine Version, kurz vor der Reise entdeckt, dass sein rechter Fuß verkrüppelt sei. Diese Behinderung sei – so Talleyrand – Hauptursache für die elterliche Lieblosigkeit gewesen, obwohl sie nur deren verhängnisvolle Konsequenz war: In der Obhut der Amme sei er eines Tages von einer Kommode zu Boden gestürzt. Dabei habe er sich den rechten Fuß gebrochen. Den Unfall habe die Amme mehrere Monate verschwiegen, so dass sein Gebrechen zu spät bemerkt worden sei. «Der Bruch, den ich erlitten hatte, war dann schon zu alt, als dass man ihn noch hätte heilen können; der andere Fuß, der in der Zeit meiner starken Schmerzen allein das Gewicht meines Körpers tragen musste, war dadurch erheblich geschwächt worden; seither bin ich ein Hinkender.»²³

Diese Version, mit der Talleyrand die Verkrüppelung erklärte, wurde erst durch die akribischen Forschungen von Michel Poniatowski 1988 als frei erfunden nachgewiesen.²⁴ Der Klumpfuß, mit dem sich Charles-Maurice de Talleyrand durch sein sehr wechselvolles und langes Leben schleppen musste, war entweder ein erbliches Leiden, an dem auch sein Onkel und Taufpate, Gabriel-Marie de Talleyrand, Comte de Périgord litt, oder, was wahrscheinlicher ist, die Folge einer Polio-Infektion. Dass Talleyrand die Unfallversion als Ursache seines Gebrechens in die Welt setzte, ist nur allzu verständlich, denn bei einem ererbten Leiden bestand die Vermutung, es könne mit mentalen Störungen verbunden sein. Charles de Rémusat, der während der Restauration einmal Gelegenheit hatte, einem Lever Talleyrands beizuwohnen, kommentierte Talleyrands Umgang mit seiner Behinderung so: «Alle Welt wusste, dass er einen Klumpfuß hat. Wie alle Krüppel legte er jedoch Wert darauf, dass dies die Folge eines Unfalls und nicht organisch bedingt war.»²⁵

Für den Biographen bedeutsam ist, dass Talleyrand selbst dem Klumpfuß große, schicksalsmäßige Bedeutung zusprach, für deren historische Tragweite sich nur die Nase der Cleopatra als angemessener Vergleich aufdrängt. Die Verkrüppelung habe zunächst die Eltern nicht nur veranlasst, ihn zu meiden, sondern deren Kälte und Desinteresse ihm

gegenüber noch gesteigert. Erst ein mehrjähriger Aufenthalt bei der Urgroßmutter in Chalais habe ihn gelehrt, was Liebe und Wärme sei. «Sie war das erste Mitglied meiner Familie, das mir Zuneigung entgegenbrachte, und sie war auch die erste, die mich vom Glück zu lieben kosten ließ.»²⁶

Auch die Schilderung des schrecklichen Erlebnisses, als der unterdessen Sechsjährige bei seiner Rückkehr im September 1760 aus dem Paradies von Chalais in Paris von einem alten Diener empfangen worden sei, der ihn sofort ins Internat des Collège d'Harcourt verfrachtet habe,²⁷ ist pure Erfindung, mit der Talleyrand seine Erzeuger endgültig als Rabeneltern abzustempeln suchte. Tatsächlich bezog er diese Schule erst 1762. Die rund anderthalb Jahre, die er in seinen Erinnerungen unterschlägt, verbrachte er wohlbehütet im elterlichen Haus.²⁸ Das zuzugeben hätte jedoch die sorgsam konstruierte Legende der Lieblosigkeit in Frage gestellt, weshalb auf den Himmel von Chalais der sofortige Sturz in die Hölle des Internats erfolgen musste, das er pro Woche nur einmal verlassen durfte, um gemeinsam mit den Eltern zu Abend zu essen. Mit dieser Schilderung konnte er sein Empfinden beglaubigen, vom Familienleben ausgeschlossen zu sein. Das illustriert auch die Klage darüber, dass er als Zwölfjähriger an Pocken erkrankte und deshalb in strikter Isolation in einem Haus in der Rue Saint Jacques interniert war, wo er nie von den Eltern besucht wurde.²⁹ Selbstverständlich kommt ihm nicht in den Sinn, dass diese vermeintliche Lieblosigkeit nur von der Furcht diktiert wurde, sich anzustecken.

Diese und andere bittere Enttäuschungen, so deutet er wiederholt an, hätten ihn von früh an gelehrt, alles Unglück, das ihm zustieß, mit Gleichmut zu ertragen. Von solchen Erfahrungen sei sein Wesen nachhaltig geprägt worden, eine Behauptung, die Claire de Rémusat vehement bestreitet: «M. de Talleyrand, verlogener als sonst irgendjemand, verstand sich darauf, eine Fülle auf Berechnungen basierender Gewohnheiten ganz selbstverständlich als seinen Charakter auszugeben; die bewahrte er sich auch unter allen Umständen ganz so, als verriete sich darin die Kraft seiner wahren Natur.»³⁰

Entweder war er von der schicksalhaften Bedeutung seiner Verkrüppelung selbst fest überzeugt, oder er gab sich diesen Anschein, was aufs selbe hinausläuft. Ebenso verhält es sich mit einer anderen, damit verknüpften Behauptung, die er schon vor Veröffentlichung seiner Memoiren oft äußerte und die durch das vielfältige Echo der Zeitgenossen

längst zu einem, *seinem* Mantra geworden ist. Talleyrands Version in seinen Memoiren lautet so: «Dieser Unfall beeinflusste mein ganzes Leben; er war es, der, nachdem er meine Eltern davon überzeugt hatte, dass ich nicht in den Militärdienst eintreten könne, seine Folgen jedenfalls nachteilig für mein Avancement wären, sie dazu bestimmte, für mich eine andere Karriere in Aussicht zu nehmen. Diese schien ihnen für das Fortkommen der *Familie* weit vielversprechender zu sein, denn in den großen Häusern war es allein die *Familie*, die zählte und die man liebte, jedenfalls viel mehr als die Individuen, vor allem deren junge Mitglieder, für die man sowieso keinerlei Wertschätzung hegte.»³¹

Allein der Klumpfuß, so Talleyrand, bestimmte also die Eltern, ihn zur Priesterlaufbahn zu zwingen, für die er, wie er wiederholt betonte, nicht nur keinerlei Berufung oder Neigung verspürte, sondern die ihm eine Lebensperspektive wies, die ihn regelrecht abstieß.³² Dies sei ihm erst während der Zeit im Internat gedämmert. Um zu verhindern, dass seine Erzeuger deswegen Zweifel anfielen, meinte er, hätten sie es auch vermieden, ihn häufiger zu sehen. «Diese Angst ist ein Beweis von Zärtlichkeit, für den ich ihnen Dank weiß.»³³ Tatsächlich scheinen die Eltern ihren Ältesten bis Ende seiner Schulzeit 1769 nicht über ihre Entschlüsse unterrichtet zu haben. «Das völlige Schweigen meines Vaters hinsichtlich meiner weiteren Zukunft sowie einige Bemerkungen, die mir zu Ohren kamen, waren die erste Ankündigung dessen, was meiner harrte.»³⁴ Nach Beendigung der Schule schickten die Eltern den Sohn für einen einjährigen Aufenthalt nach Reims, wo er bei seinem Onkel Alexandre-Angélique de Talleyrand-Périgord lebte. Dieser Onkel war seit 1766 Coadjutor des Erzbischofs von Reims und hatte den verbrieften Anspruch, nach dem Tod des Amtsinhabers Charles-Antoine de La Roche-Aymon dessen Position zu übernehmen. Reims war eine der reichsten Diözesen Frankreichs, und zu den vielen Pflichten des Onkels gehörte es auch, die wahrhaft luxuriöse Haushaltsführung des Erzbischofs zu organisieren.

Wie andere seiner Amtsbrüder im Frankreich des 18. Jahrhunderts pflegte auch der Erzbischof von Reims einen aufwendigen Lebensstil. In seinem prächtigen Palais veranstaltete er große Gastmähler, bei denen eine vielköpfige Dienerschaft aufwartete. Auf Reisen war er in einer von acht Pferden gezogenen Kutsche unterwegs, begleitet von Bedienten, Sekretären und Kaplänen. Der wichtigste Zeitvertreib dieser geistlichen Herren war neben dem «Bauwurm», an dem sie häufig litten

und der sie Unsummen für den Bau von Lustschlössern ausgeben ließ, das edle Waidwerk sowie Vertreterinnen des schönen Geschlechts nachzustellen, während die Erfüllung der geistlichen Pflichten nach besten Kräften vernachlässigt wurde.³⁵ Kurz, die Repräsentanten des hohen Klerus konnten dank beträchtlicher Einkünfte aus dem Kirchenbesitz einen ihren jeweiligen Neigungen entsprechenden Lebensstil pflegen, der, selbst wenn er gelegentlich für Skandale sorgte, sie dennoch aller Rücksichten auf ihren geistlichen Stand enthob. Das zu erleben, musste ein junges und empfängliches Gemüt unweigerlich zu der Einsicht verführen, dass eine herausgehobene Stellung in der Kirchenhierarchie in vieler Hinsicht weit attraktiver sei, als ein hoher Posten in Militär oder Verwaltung. Außerdem hatten Kirchenfürsten große Chancen, als einflussreiche Minister und Berater des Königs in der Politik Karriere zu machen. Entsprechende Aussichten waren, wie sich zeigen lässt, in den Jahren, die der Revolution von 1789 vorausgingen, sogar noch wesentlich besser, als in den Jahrzehnten zuvor.³⁶

Dass solche Überlegungen Charles-Maurices einjährigen Aufenthalt in Reims veranlassten, drängt sich auf. Aufschlussreich jedoch der Kommentar, den Talleyrand in den Memoiren damit verknüpft. «Vor meiner Abreise war ich nicht bei meinen Eltern, und ich sage das hier, um es ein für allemal gesagt zu haben, dass ich vermutlich der einzige Mann von hoher Geburt war, der einer zahlreichen und geachteten Familie entstammt und der nicht eine einzige Woche seines ganzen Lebens das wohlige Gefühl hatte, sich unter dem väterlichen Dach aufgehalten zu haben. Das wahrzunehmen ließ mich in dem, was man anstellte, um mich zu verführen, nichts anderes erkennen, als ein Exil. Der große Luxus, die Rücksichten, ja selbst die Vergnügungen, in denen der Erzbischof von Reims und sein Coadjutor schwelgten, beeindruckten mich nicht. Ein derart von Förmlichkeiten beherrschtes Leben erschien mir unerträglich. Mit fünfzehn Jahren, wenn alle Regungen, die man hat, noch ganz wahrhaftig sind, hat man alle Mühe zu begreifen, dass die Umsicht, das heißt die Kunst, lediglich einen Teil des eigenen Wesens, Denkens, Fühlens und Erlebens preiszugeben, die wichtigste aller Eigenschaften ist. Ich erkannte, dass aller Glanz, der den Kardinal de La Roche-Aymon umgab, nicht das vollständige Opfer meiner Ernsthaftigkeit aufwog, das man mir abverlangte. Alle Zuwendungen, mit denen man mich überschüttete, waren nur darauf abgestellt, mich davon zu überzeugen, dass die Verkrüppelung meines Fußes mich daran hindere,

in der Armee zu dienen, weshalb ich notwendigerweise in den geistlichen Stand eintreten müsse, da einem Mann meines Namens sonst keine andere Laufbahn offen stünde.»³⁷

Möglich, dass Talleyrand damit die Empfindungen wahrheitsgetreu geschildert hat, die ihn als Fünfzehnjährigen angesichts des ihm zugeordneten Lebenswegs anwandelten. Den Ausschlag gab jedoch nicht, wie immer gesagt wird, seine Behinderung, sondern der Wunsch des Onkels, eine klerikale Dynastie zu begründen. Von den 114 Bistümern und 16 Erzdiözesen Frankreichs wurden um 1760 fast ein Viertel von lediglich 13 Adelsfamilien kontrolliert! Bekanntestes Beispiel sind die Rohans, die das Erzbistum Straßburg seit mehreren Generationen in Besitz hatten, das sie jeweils vom Onkel auf den Neffen vererbten. Andere Familien wie die Castellane besetzten sogar vier Bistümer mit Familienmitgliedern, während die La Rochefoucauld und die Cortois über drei, die Bernis, Brienne, Champion de Cicé, Conzié oder Barral, um nur diese zu nennen, über jeweils zwei disponierten. Damit nicht genug, achteten diese Familien selbstverständlich auch darauf, dass die «ihren» Diözesen zugehörigen Abteien und Pfründen jeweils von Familienmitgliedern kontrolliert wurden, mit der Folge, dass sich die lukrativsten Positionen in der Kirchenhierarchie im exklusiven Besitz des Adels befanden.

Leitende Positionen in der Kirche, aber auch in Militär und Verwaltung, als Familieneigentum zu betrachten und frei werdende Positionen mit Angehörigen zu besetzen, war in Zeiten, in denen diese Stellungen dem Hochadel reserviert waren, gang und gäbe. Deshalb beanspruchte der Adel diese Ämter als selbstverständliches Recht mit der Folge, dass Leitungsfunktionen in Staat und Kirche als vererbbarer Privatbesitz angesehen wurden. Dieses Verständnis erwies sich als besonders zählebig, weil der Adel aus vielfach versippten Familienverbänden bestand, die als Dynastien miteinander in einem ständigen Konkurrenzkampf um gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Einfluss rangen. Einmal eroberte Positionen galt es also im Besitz der jeweiligen Dynastie zu halten. Deshalb war es nötig, beizeiten Kandidaten zur Hand zu haben, deren Zugehörigkeit zur Sippe entscheidender war als ihre fachliche Eignung.

Insofern war es naheliegend, dass das Auge des 1736 geborenen Onkels Alexandre-Angélique de Talleyrand-Périgord, der 1777 Erzbischof von Reims wurde, auf den Neffen Charles-Maurice de Talleyrand fiel. In-

nerhalb der engeren Verwandtschaft war er der Einzige männlichen Geschlechts, der 1769 das richtige Alter hatte, eine kirchliche Karriere zu beginnen. Die Brüder von Charles-Maurice, Archambaud, 1762 geboren und Boson, 1764 auf die Welt gekommen, waren dafür zu jung. Das dynastische Interesse des Onkels, der im Neffen einen potentiellen Nachfolger sah, bot den Eltern überdies die Gewähr, dass er alles tun würde, dessen kirchliche Karriere zu beschleunigen. Ohne diese Protektion und wiederholte Intervention wäre Talleyrand gewiss nicht so schnell in der Kirchenhierarchie aufgestiegen. Dafür, dass er wider seinen Willen zum Dienst in der Kirche gezwungen worden sei, so Talleyrand, hatte also vor allem das dynastische Interesse des Onkels den Anstoß gegeben.³⁸

Entgegen seiner späteren Behauptungen scheint sich Talleyrand mit dieser Bestimmung jedoch sehr früh abgefunden zu haben, denn im Unterschied zu Zeitgenossen wie etwa Fouché oder Chateaubriand, die sich beide weigerten, Priester zu werden, unternahm er nicht einmal einen solchen Versuch. Stattdessen habe er, so deutet er in den Memoiren im Rückblick auf den einjährigen Aufenthalt in Reims an, das über ihn verhängte Los resigniert angenommen: «Die andauernde Bedrängnis, der ich mich ausgesetzt sah, förderte nicht meinen Entschluss, sondern verwirrte mich. Die Jugend ist die Lebenszeit, in der man am aufrichtigsten ist. Ich begriff noch nicht, was es zu bedeuten hat, einen Beruf in der Absicht zu ergreifen, einen ganz anderen auszuüben, ständig Selbstlosigkeit zu beteuern, um desto sicherer dem eigenen Ehrgeiz die Zügel schießen lassen zu können; warum man etwa das Priesterseminar absolvieren musste, um eines Tages Finanzminister zu werden. Ich hätte die Welt, in die ich mich anschickte, einzutreten, ebenso wie die Zeit, in der ich lebte, über alle Maßen gut kennen müssen, um das ganz selbstverständlich zu finden.»³⁹

Nach der Rückkehr von Reims 1770 bezog Talleyrand das Priesterseminar Saint-Sulpice in Paris, das als Kaderschmiede französischer Bischöfe galt. Die ersten drei Jahre habe er sich, wie er in den Memoiren schreibt, ins Schweigen verkrochen und hinter Lektüren «der revolutionärsten Bücher, derer ich nur habhaft werden konnte» verschanzt. Die fünfjährige Seminaristenzeit bilanzierte er später: «Ich lebte in stummer Auflehnung gegen die Gesellschaft, denn ich war seit meiner Kindheit mit einer Krankheit geschlagen, die mich dazu verdammt, in ihr nicht den Platz einzunehmen, der mir selbstverständlich zustand.»⁴⁰ Dennoch stürzte er sich mit Eifer auf das Pensum der theologischen Studien und

verteidigte am 22. September 1774 in der Sorbonne erfolgreich die These, mit der er das theologische Baccalaureat erlangte.

Dass er Dispens erhalten hatte und schon mit 20, statt wie üblich erst mit 22 Jahren, diese Prüfung ablegen konnte, zeigt, wie sehr der Onkel Coadjutor sein zügiges Fortkommen beeinflusste. Vermutlich begann Talleyrand im Umgang mit den Lehrern in Saint-Sulpice – zu manchen von ihnen hielt er in späteren Jahren ebenso wie zu einigen anderen Seminaristen Verbindungen aufrecht – zu dämmern, was er in den Memoiren bestritt: Die Jahre in Saint-Sulpice wurden von ihm als Voraussetzung für künftige Erfolge akzeptiert. Diese Einsicht versüßten ihm gewiss zwei Frauenbekanntschaften, die das spartanische Leben im Priesterseminar erträglicher machten. Eine dieser Eskapaden, eine Herzensfreundschaft, verband ihn zwei Jahre mit einer jungen Schauspielerin namens Suzy. Jahre später bekannte Talleyrand, dass das Priesterseminar von Saint-Sulpice die entscheidende Schule des Lebens gewesen sei. Der Baron Vitrolles zitiert ihn mit der Maxime, dass sich das Wesen eines Menschen in seiner Auseinandersetzung mit der Jurisprudenz, vor allem aber mit der Theologie ausbilde.⁴¹ In einer Passage, die er bei Veröffentlichung seiner Memoiren aus einsichtigen Gründen unterdrückte, kam der Comte Beugnot sogar zu dem Schluss, dass Talleyrand der Erziehung in Saint-Sulpice seine außergewöhnliche Selbstbeherrschung verdanke. «Es war dort, dass M. de Talleyrand jenen letzten Schliff erhielt, der ihn instand setzte, der Welt diesen unerschrockenen Charakter zu zeigen, an dem Wohltaten wie Verletzungen mit der nämlichen Leichtigkeit abglitten, der sich darauf verstand, ohne jede Gemütsregung zu gewinnen oder zu verlieren und der, in sich zurückgezogen wie in einen unbezwingbaren Panzer, mit anderen Menschen sein Spieltrieb, als wären es Maschinen, sie mit unveränderlicher Gleichgültigkeit erhob oder stürzte, sie mit Aufmerksamkeiten überschüttete oder opferte. Im Verlauf seines so überaus bewegten Lebens, [...] behauptete stets der Priester die Oberhand.»⁴²

Dem widerspricht nicht, dass Talleyrand gelegentlich seiner Weihe zum Subdiakon, die Anfang April 1775 in Paris erfolgte, von heftigen Skrupeln geplagt wurde,⁴³ denn dieser feierliche Akt bedeutete nicht nur das Ende der Seminarzeit, sondern auch seine nicht mehr aufheb- bare Verpflichtung für den Kirchendienst.

Das Subdiakonat war die erste Sprosse auf der Karriereleiter, die weiter zügig zu erklimmen Talleyrand sich auf die Protektion des Onkels

verlassen konnte: Am 24. September 1775 übertrug Louis XVI dem Einundzwanzigjährigen *abbé* die Pfründe der Augustiner-Abtei von Saint-Denis de Reims, die ihm ein jährliches Einkommen von 18 000 *livres* abwarf, was ihm, wie er schrieb, «das stolze Vergnügen verschaffte, von nun an meine Existenz selbst bestreiten zu können».⁴⁴ Sicherlich genauso wichtig waren die Erfahrungen, die er zuvor bei der alle fünf Jahre stattfindenden Vollversammlung des französischen Klerus machte, der im Anschluss an den *sacre* Louis XVI in Reims zusammentrat. Dank der Intervention des Onkels nahm Talleyrand als einer der beiden Delegierten des Klerus der Erzdiözese von Reims an dieser Konferenz teil. Deren wichtigste Aufgabe war es, den *don gratuit*, also die freiwillige Zubeiße zu beschließen, die der von Steuern und Abgaben befreite Klerus zum notorisch defizitären Staatshaushalt beisteuerte. Das war eine unvergessliche Lehre, denn Geldfragen rühren nicht nur an die Gemütslichkeit, sondern auch an die Religion, weshalb Talleyrand alle Mühe hatte, die großen Interessendivergenzen innerhalb des hohen Klerus, die mit allerlei Floskeln notdürftig verschleiert wurden, zu studieren.⁴⁵

Wie wichtig die Lehre aus dieser Konferenz für ihn auch in anderer Hinsicht war, deutet Talleyrand, der unmittelbar danach für zwei Jahre die Sorbonne bezog, um seine theologischen Studien fortzusetzen, in den Memoiren an: «Der Ehrgeiz ergriff mich jetzt gelegentlich, und die Erinnerung an den Kardinal Richelieu, wachgehalten durch dessen schönes Grabmal in der Kirche der Sorbonne, war mir in dieser Hinsicht keineswegs abträglich. [...] Jetzt wollte ich alles erreichen, von dem ich überzeugt war, es gut machen zu können. Die fünf melancholischen Jahre, die mir schweigend und in Lektüren vertieft im Seminar so endlos lang und traurig erschienen waren, dünkten mich mit einem Mal keine verlorene Zeit mehr gewesen zu sein. Eine schwere Jugend hat auch ihre Vorteile. Es ist durchaus gut, von den Wassern des Styx benetzt worden zu sein, und ich beglückwünschte mich aus vielen Gründen, für die ich immer dankbar sein werde, für diese Zeit der Prüfungen.»⁴⁶ Jetzt hatte Talleyrand begriffen, wogegen er sich bislang gesperrt hatte: Das Priestertum war lediglich der erfolgversprechende Anfang einer Karriere, nicht eine Berufung.

Dank der Einkünfte aus der Abtei Saint-Denis de Reims konnte Talleyrand in Paris einen Lebensstil entfalten, dessen luxuriösen Zuschnitt er lebenslang nicht mehr missen mochte. In der Rue Bellechasse, einer Straße auf dem linken Seineufer im vom Hochadel bevorzugten Fau-

bourg Saint-Germain, mietete er sich ein kleines, zweistöckiges Haus, das er aufwendig möblierte und in dem er eine exquisite Bibliothek einrichtete. Hier versammelte er einen großen Bekannten- und Freundeskreis um sich, dessen Mitglieder, wie er schrieb, «durch das Leben, das sie geführt oder die Werke, die sie geschaffen hatten, durch Ehrgeiz oder durch ihre Zukunftsaussichten, die ihnen dank ihrer Geburt, ihrer verwandtschaftlichen Verbindungen oder ihrer Talente winkten, ausgezeichnet waren».⁴⁷ Der Kreis, den er um sich scharte, war Teil des weitverzweigten Salonlebens, dessen Zentren häufig schöne und geistreiche Frauen bildeten. In diesem glanzvollen und facettenreichen Treiben entfaltete sich vor der Revolution das gesellschaftliche Leben der Pariser Oberschichten. Darauf spielt das häufig zitierte Wort Talleyrands an, das der Historiker François Guizot überliefert hat: «Wer nicht in den Jahren unmittelbar vor 1789 [i.e. dem Ausbruch der Revolution] gelebt hat, der weiß nicht, welche Bewandnis es mit dem *plaisir de vivre* hat.»⁴⁸

Ein Zeit- und Standesgenosse Talleyrands, Jacques de Norvins, hat einen wichtigen Aspekt dieser kultivierten Form von Geselligkeit beschrieben: «Die Gesellschaft bot jungen Leuten eine anspruchsvolle Ausbildung, von der die vorausgegangene Erziehung vervollständigt und geadelt wurde. Wir mussten uns nur damit bescheiden, zuzuschauen und zuzuhören: Und, so muss ich hinzufügen, wir wurden dabei mit einem Wohlwollen unterstützt, dessen Geheimnis mit den Sitten verschwand, die es inspirierten. Jeder Salon war ein politischer und gesellschaftlicher Mikrokosmos.»⁴⁹ In den Memoiren zollte Talleyrand dieser «hohen Schule» nur zweimal, sehr beiläufig, Tribut. «Ich kann sagen, dass viele Leute, die ich gar nicht kannte, Gutes von mir sagten, einfach deshalb, weil sie mir in irgendeinem Salon begegnet waren, der im Ruf stand, besonders reputierlich zu sein. In dieser Hinsicht ging es mir wie dem Mann, von dem der Chevalier de Chastellux bemerkte: *Er ist ganz gewiss sehr geistreich, ich kenne ihn zwar nicht, aber er besucht den Salon von Madame Geoffrin.*»⁵⁰ Die zweite einschlägige Anspielung Talleyrands ist für seinen eigenen erfolgreichen Werdegang sehr bezeichnend. Über den regen, das eigene Vermögen mehrenden Verkehr mit Finanzleuten und Bankiers, die mit ihren Spekulationen die chronische Finanzkrise des *Ancien Régime* ausnutzten und so zu dessen Untergang beitrugen, schreibt er: «Es war nicht ungefährlich, mit diesen Leuten allzu engen Umgang zu pflegen; andererseits war es aber auch vorteilhaft, sie auf sei-

ner Seite zu haben. Allein man musste, wollte man reibungslos ans Ziel gelangen, darauf bedacht sein, mit Zustimmung der *bonne compagnie* in jene Positionen zu kommen, auf die man Anspruch erheben konnte.»⁵¹

In dieser maximenhaften Verkürzung verschweigt Talleyrand einen entscheidenden Umstand, den er stets für sich auszunutzen verstand: Um ans Ziel zu gelangen, galt es, sich die Unterstützung der Frauen zu sichern, denn die waren es, die vor wie nach der Revolution einen großen Einfluss auf die Meinungsbildung in den Gesellschaftskreisen hatten, die zählten.⁵² Der Baron Vitrolles war sicher, eben darin das Geheimnis von Talleyrands erfolgreichem Leben zu erkennen: «Als er in die gesellschaftliche Welt eintrat unter den Auspizien seines jungen Geistes, einer sehr schön anzusehenden Gestalt, von der die Verkrüppelung seines Fußes überspielt wurde, und eines großen Namens, der die Bescheidenheit seines Vermögens verbarg, stellte er aus Vorliebe, Neigung oder Berechnung seine Zukunft der Protektion von Frauen anheim. Die waren damals der sicherste Weg zum Erfolg. Sie spielten für ihn immer eine ganz herausgehobene Rolle, waren ihm abwechselnd behilflich, haben ihn begleitet oder sein politisches Leben beherrscht. Der Widerspruch zwischen seinen Vorlieben und dem Stand, in den er eingetreten war, steigerten für ihn noch Wert und Reiz der Frauen, und er lernte derart sehr früh, den Skandal zu hofieren und die Meinungen der honetten Menschen zu missachten. Beinahe bin ich deshalb versucht zu glauben, dass die beiden großen Kräfte, die dieses Leben zu so unterschiedlichen Zeiten antrieben, die Liebe zu Frauen und die Liebe zum Geld waren, und dass sein ganzer Ehrgeiz, weit entfernt davon, das Ziel zu sein, nichts anderes war als ein Mittel, sich diese beiden Leidenschaften zu befriedigen. Die Politik war lediglich sein Gewerbe.»⁵³

Aber auch dieses Gewerbe wollte gelernt sein, und der Nepotismus des Onkels bot dafür die beste Lehre. Zuvor jedoch musste er mit der Weihe zum Priester ein weiteres feierliches Gelübde auf die Kirche ablegen. Am 18. Dezember 1779 wurde er in Reims ordiniert und einen Tag später ernannte ihn der Onkel zum Generalvikar.⁵⁴ Beides waren Voraussetzungen, damit Talleyrand anlässlich der Generalversammlung des Klerus von 1780 für die Dauer von fünf Jahren zum Generalbevollmächtigten der französischen Kirche berufen wurde.

Dieses Amt bedeutete eine eminent politische Funktion, denn der Generalbevollmächtigte fungierte als Sprecher des gesamten Klerus, den er gegenüber der Regierung repräsentierte. Damit verbunden wa-

ren erhebliche Anforderungen: Der *agent général* musste nicht nur die Kirchenverwaltung überschauen, zu der rund 40 000 Gemeinden in ganz Frankreich gehörten, sondern vor allem auch die Rechte und Privilegien der Kirche gegenüber den Begehrlichkeiten des Staates verteidigen. Die Kirche war der erste der drei Stände des Königreichs und besaß rund ein Viertel des bewirtschafteten Grund und Bodens. Dieser Besitz warf höhere Einkünfte ab als die des Staatshaushalts. Angesichts dieser Aufgabenfülle und der großen Verantwortung des Amtes musste dessen Inhaber vor allem über Intelligenz und Arbeitskraft verfügen. Unverzichtbar waren außerdem Zähigkeit und diplomatisches Geschick. Beide brauchte es in den Verhandlungen mit der Regierung und den Parlamenten, die in einigen Provinzen die Steuerverwaltung ausübten.⁵⁵

Um dieses Pensum zu bewältigen, wurden stets zwei Generalbevollmächtigte berufen, von denen der eine dem anderen untergeordnet war. Talleyrands Kollege war der *abbé* Pierre-Daniel de Boisgelin, ein Neffe des Erzbischofs von Aix-en-Provence, der ihm kaum Konkurrenz machen konnte, weil er mit den skandalösen Folgen einer Liebesaffäre zu kämpfen hatte.⁵⁶ Talleyrand trug also die gesamte Arbeitslast, sonst auf zwei Schultern verteilt, was ihm verdiente Anerkennung einbrachte.⁵⁷ Dieses Erlebnis dürfte endgültig dazu beigetragen haben, dass er sich mit seinem Schicksal abfand, denn der Generalbevollmächtigte hatte sichere Aussicht auf einen Bischofsstuhl. Entsprechend groß war auch Talleyrands Ehrgeiz, seiner Tätigkeit durch eine Fülle von Reformen besonderen Glanz zu verleihen, die darauf abzielten, die kirchliche Verwaltung einerseits gegen die immer neuen Ansprüche des Staates zu verteidigen, andererseits die chronischen Streitigkeiten zwischen hohem und niederem Klerus zu mildern.⁵⁸

Im Prinzip verfocht Talleyrand damit zwar nur vom Klerus schon immer vertretene Standpunkte, aber er tat dies mit solchem Respekt abnötigendem Geschick, zumal sich die Kirche wie kaum zuvor durch die schiere Geldnot des Staates bedrängt sah und um die Integrität ihres Besitzes wie ihrer Privilegien bangen musste. Die radikale Politik umfassender Säkularisationen, mit der Joseph II. 1782 große Teile des Kirchenbesitzes in den österreichischen Kronländern enteignet hatte, war dem französischen Klerus ein Menetekel. Deshalb machte Talleyrand beispielsweise den Vorschlag, der Monarchie, die sich mit ihrem Engagement im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg große ungedeckte Kos-

ten aufgehast hatte, durch einen zusätzlichen *don gratuit* von 15 Millionen *livres* aus der Verlegenheit zu helfen, um sie so von radikaleren Lösungen nach dem Vorbild Franz II. abzubringen.

Der rechtzeitig angebotene und vertretbare Kompromiss, um das, was man behielt, umso besser verteidigen zu können, wurde für Talleyrand eine Faustregel, die er als Diplomat immer zu praktizieren suchte. Diese Strategie wurde jedoch von vielen seiner Standesgenossen nicht verstanden, die es empört ablehnten, eine Minderung ihrer üppigen Pfründen hinzunehmen. Dieser kurzsichtige Egoismus sollte wenige Jahre später ihr Verderben heraufbeschwören. Als Talleyrand nach Ausbruch der Revolution von 1789 den Vorschlag machte, den Kirchenbesitz zu verkaufen, um so dessen entschädigungsloser Enteignung durch die Nationalversammlung zuvorzukommen, verweigerten die Abgeordneten des Klerus ihm die Gefolgschaft.

Zum Weiteren bedrohte die Kirche ein seit langem schwelender interner Streit um eine gerechtere Verteilung der Einnahmen aus dem Kirchenbesitz unter den weit über einhunderttausend Klerikern. Den Löwenanteil davon strichen die Bischöfe, die Kapitel der Kathedralen, Abteien und Spitäler ein, die davon der niederen Geistlichkeit nur einen verschwindend geringen Bruchteil überließen, die sogenannte «portion congrue», die von der Kirchenversammlung von 1768 auf 500 *livres* pro Jahr und Priester festgelegt worden war. Dieser Betrag, den manche Bischöfe auch einfach einbehielten, war angesichts der erheblichen Preissteigerungen für Lebensmittel und der Verschlechterung des Silbergeldes ein lächerliches Almosen. Gegen die schreiende Not, in der sie lebten, begannen die Pfarrer, die weder in den Versammlungen des Klerus in den Provinzen geschweige auf nationaler Ebene Sitz und Stimme hatten, aufzubegehren, indem sie sich organisierten und die Bischöfe mit Eingaben und Protesten unter Druck zu setzen suchten. Um diesen «Klassenkampf» innerhalb des Klerus zu beenden, setzte Talleyrand zweierlei durch. Zum einen veranlasste er die Verabschiedung eines Gesetzes, das die Angehörigen des niederen Klerus mit einem Koalitionsverbot belegte. Zum anderen regte er eine Erhöhung der «portion congrue» auf 700 *livres* an, die ein königliches Edikt im September 1786 sanktionierte. Auch das war, wie Talleyrand wusste, nur ein Tropfen auf den heißen Stein, weshalb er am 10. Oktober 1789 in der Nationalversammlung eine weitere Steigerung der «portion congrue» vorschlug, mit der er sich aber nicht durchsetzen konnte.

Was Talleyrand mit Umsicht und Zähigkeit als Generalbevollmächtigter zwischen Mai 1780 und September 1785 für die Bestands- und Besitzwahrung der Kirche bewirkte, war nicht von Dauer, denn die Revolution machte allen weltlichen Herrlichkeiten, die der französische Klerus in Jahrhunderten aufgehäuft und verteidigt hatte, ein jähes Ende. Auch daran war Talleyrand maßgeblich beteiligt, der das Expertenwissen, das er sich damals aneignete, nun zu genau gegensätzlichen Zwecken gebrauchte. Die Ironie, die darin anklingt, hat aber noch eine ganz andere Pointe, denn als Generalbevollmächtigter des Klerus erwarb sich Talleyrand viele Kenntnisse und Fertigkeiten, die ihn für fünf sehr unterschiedliche Regime zu einer unverzichtbaren politischen Führungsfigur machten.

Talleyrand war schon damals der beste Regisseur des eigenen Geschicks, wie er in den Memoiren eingestand. «Die Stellung, die ich in der Gesellschaft einnahm, verschaffte meiner Tätigkeit als Generalbevollmächtigter einen gewissen Eklat.»⁵⁹ Der Versuchung, das so gewonnene Ansehen zum eigenen Vorteil auszunutzen, wäre vermutlich auch ein Heiliger erlegen. Talleyrand machte sich deshalb umso weniger ein Gewissen, als er längst die Wonnen der Freiheit schätzen gelernt hatte, die persönlicher Reichtum verleiht. Für seine Tätigkeit als Generalbevollmächtigter erhielt er insgesamt rund 100 000 *livres*. Hinzu kamen die jährlichen Einnahmen aus der Pfründe von Saint-Denis de Reims. Beides zusammen ergab ein Grundkapital, das sich mit Geschick und unter Ausnutzung der richtigen Beziehungen spielend vervielfachen ließ. An entsprechenden Kontakten mangelte es nicht, denn unter denen, die sich bei Talleyrand täglich zum Frühstück in der Rue Bellechasse einfanden, waren manche, die eine kenntnisreiche Konversation über wirtschaftliche und finanzielle Fragen bestreiten konnten.

Das alles waren Themen, die sich einerseits angesichts des chronischen Staatsdefizits wie des Aufschwungs andererseits, den der internationale Handel und Geldverkehr Frankreichs im Zusammenhang mit dem im September 1786 mit England geschlossenen Handelsvertrag zu nehmen versprach,⁶⁰ förmlich aufdrängten. Auch waren nicht wenige von Talleyrands Gästen in diversen Geschäften und Spekulationen engagiert, über die sie allerlei in diesem Kreis Gleichgesinnter verlauten ließen. Zu ihnen gehörte auch ein großer Versucher, der Schweizer Finanztheoretiker, Anhänger des Freihandels, Großspekulant und Bankier Isaac Panchaud, ein diskreter Berater der in schneller Folge



Honoré Gabriel Victor de Riqueti, Marquis de Mirabeau

verschlissenen Finanzminister Louis XVI, in dem Talleyrand seinen Mephisto in Finanzgeschäften fand.⁶¹ In welchen Spekulationen er sich engagierte, ist aber nur bruchstückhaft bekannt, denn Talleyrand verbarg seine Transaktionen immer unter dichten Schleiern. Sicher ist nur, dass er dem Rat seines Freundes Lauzun folgte und 1785 und 1786 Aktien von zwei Minenunternehmen kaufte, die, was damals unerhört spekulativ war, Kohle förderten.⁶²

Von besonderer Delikatesse ist in diesem Zusammenhang die geheime Mission, mit der Talleyrand, dabei mit Panchaud eng kooperierend, Mirabeau, der als Agent der französischen Regierung von Juli 1786 bis Januar 1787 in Berlin weilte, den Auftrag erteilte, in aller Discretion Aufschlüsse über die preußische Politik nach Friedrich II. zu gewinnen, dessen Tage sich dem Ende zuneigten und der am 17. August 1786 starb. Talleyrand hatte seine Beziehungen spielen lassen, um Mira-

beau diese Aufgabe zuzuschancen, der im Gegenzug versprach, die wichtigsten Berliner Bankiers hinsichtlich ihrer geplanten Investitionen in Frankreich sowie deren Finanztransaktionen in Polen und Dänemark auszuhorchen und darüber in chiffrierten Briefen zu berichten. Diese Abreden wurden bekannt, als Mirabeau im Januar 1789 die «Histoire secrète de la Cour de Berlin» erscheinen ließ, ein Werk, das vor allem aus den Berichten an Talleyrand geschöpft war.⁶³ Die ganze Affäre ist emblematisch, denn sie zeigt zum ersten Mal die Vermischung privater und diplomatischer Interessen, die Talleyrand später zu einer virtuos gehandhabten Gewohnheit wurde.

Finanzgeschäfte, Spekulationen oder auch Glücksspiele – Talleyrand war zeitlebens ein leidenschaftlicher Whist-Spieler – bildeten nur einige der Beschäftigungen, denen er parallel zur Tätigkeit als Generalbevollmächtigter in den Jahren unmittelbar vor der Revolution nachging. Hinzu kamen seine stetigen Bemühungen, ein Netz von Beziehungen zur Förderung seiner Karriere zu knüpfen. So kam er beispielsweise durch einen seiner ältesten Freunde mit Etienne François Duc de Choiseul in Kontakt. Der fungierte lange Jahre als französischer Außenminister und residierte, seitdem er 1770 in Ungnade gefallen war, auf seinem Schloss Chanteloup. Ihm verdankte Talleyrand einen Rat, den er während seiner diplomatischen Tätigkeit gewissenhaft befolgen sollte: «Als ich Minister war, habe ich immer darauf geachtet, dass andere mehr arbeiteten, als ich selber. Man darf sich nicht in die Akten verkriechen, sondern muss Leute finden, die einem das abnehmen. Die Angelegenheiten gilt es mit einer Geste, einem Zeichen zu regeln; es kommt darauf an, das Komma zu setzen, das alles entscheidet. [...] Man muss einfach die arbeiten lassen, deren Aufgabe es ist; dann hat der Tag mehr als vierundzwanzig Stunden. Ein Minister, der Gesellschaften besucht, kann möglicherweise jederzeit auf eine Gefahr aufmerksam werden, kann sie selbst bei einem Fest erspüren: was aber erfährt einer, der immer nur in seinem Büro eingesperrt sitzt?»⁶⁴

Solch stillen Gewinn konnte Talleyrand aber nicht aus allen seinen gesellschaftlichen Kontakten ziehen. Einige davon verzögerten sogar seine Karriere einfach deshalb, weil er Verbindung mit Personen unterhielt, die bei Hofe in Ungnade gefallen waren, was sofort entsprechende Auswirkungen auf all jene hatte, die mit ihnen Umgang pflegten. Das galt beispielsweise für die Rohans, mit denen Talleyrand durch die von ihm verehrte Louise de Rohan, der Frau des Comte de Brienne, in Be-

ziehung trat und die 1785 durch die berühmte «*affaire du collier*» in Misskredit gerieten. Das war für Talleyrand eine penible Erfahrung, weil die Comtesse de Brienne ausgerechnet den protestantischen König von Schweden, Gustav III., im Sommer 1784 darum gebeten hatte, beim Papst den Kardinalshut für ihn zu erwirken!⁶⁵ Vor allem sein jahrelanger intimer Umgang mit dem wegen ausschweifenden Lebenswandels und libertärer Anschauungen berüchtigten Duc d'Orléans, der während der Revolution als Philippe-Egalité bekannt wurde und der sich seit 1787 darin gefiel, offen gegen seinen Onkel, Louis XVI, zu frondieren, beschädigte Talleyrands Ansehen bei Hofe erheblich. Dass er sich dann schnell von ihm zu distanzieren suchte, konnte den Schaden nicht mehr reparieren.⁶⁶

Diese Eintrübung des Images ließ sich auch nicht durch reges Engagement für den seit November 1783 amtierenden Finanzminister Charles Alexandre de Calonne wettmachen, dem Talleyrand gemeinsam mit dem Bankier Panchaud bei der Ausarbeitung großer Pläne zur Sanierung des defizitären Staatshaushalts zur Hand ging. Dass dabei auch die privaten Spekulationen der beiden erheblichen Einfluss hatten, kann als ausgemacht gelten. Es war Talleyrand, der Calonne dazu überredete, Mirabeau nach Berlin zu entsenden. Als Calonne mit seinen Reformvorschlägen, die Talleyrand unterstützte,⁶⁷ am Widerstand der seit Februar in Versailles tagenden Notabelnversammlung scheiterte und auch von Marie-Antoinette, die ihn protegiert hatte, fallengelassen wurde, verlor er im April 1787 seinen Ministerposten. Damit war auch der Kredit verspielt, den Talleyrand glaubte, sich mit der Arbeit für Calonne am Hofe erworben zu haben. Wie sehr ihn das getroffen hat, zeigt das Porträt, das er von dem Minister in seinen Memoiren entwarf.⁶⁸

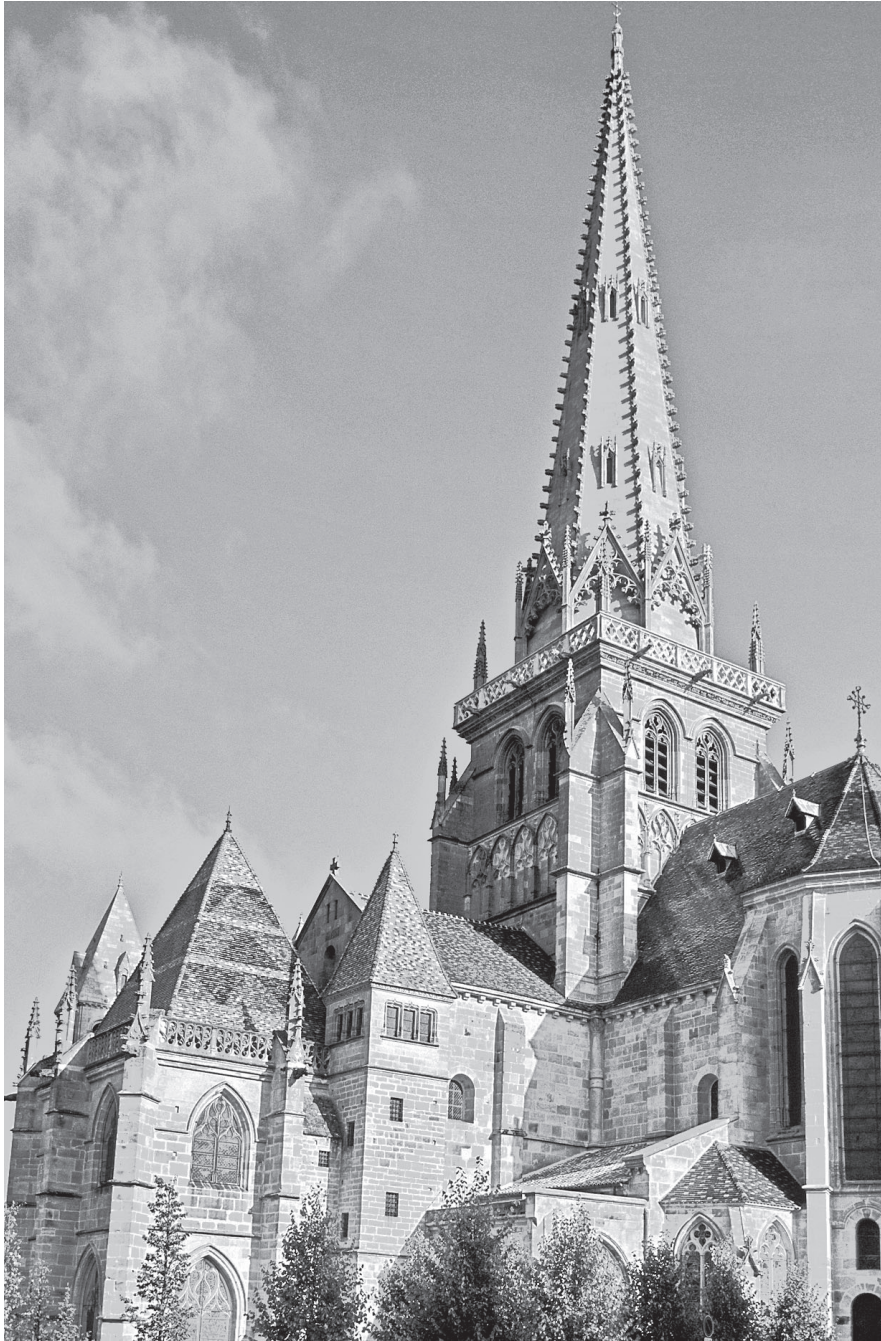
So schwand das Ansehen, das sich Talleyrand als Generalbevollmächtigter des Klerus in harter Arbeit erworben hatte, rasch dahin. Seine Ernennung zum Bischof, mit der er seit 1785 fest rechnen konnte, ließ vor allem deshalb auf sich warten. Vielleicht jedoch hat Talleyrand – wie oft vermutet wird – diesen zeitweiligen Karrierestillstand durch die lang dauernde Liebesaffäre mit der Comtesse Adélaïde de Flahaut selbst verschuldet. Als die Comtesse am 21. April 1785 einen Sohn gebar,⁶⁹ habe, so heißt es, insbesondere Louis XVI Anstoß genommen und Talleyrand deshalb die Bischofswürde verweigert.

Solche moralische Entrüstung spielte letztendlich aber ebenso wenig eine Rolle wie ein offenkundiger Mangel an religiöser Überzeugung

oder ähnliche Einwände. Ganz entscheidend waren vielmehr Patronage, Familienallianzen und das Ansehen, das ein Kandidat bei Hofe genoss. Schließlich ließen sich auch nur solche Bistümer besetzen, die durch den Tod ihres Inhabers vakant geworden waren und auf die nicht eine der anderen großen Adelsfamilien einen gleichsam erbrechtlichen Anspruch erheben konnte. Zwischen 1785 und 1788 waren lediglich zwölf Bischöfe zu ernennen. Einige davon wurden erbrechtlich beansprucht, während die Mitren anderen Kandidaten zugesprochen wurden, die älter und erfahrener waren oder dank besserer Verbindungen in größerem Ansehen bei Hofe standen als Talleyrand.⁷⁰

Im November 1788 traten jedoch zwei Entwicklungen ein, die Talleyrand den Aufstieg in der Kirchenhierarchie ermöglichten. Der Bischof von Autun, Yves-Alexandre de Marbeuf, wurde zum Erzbischof von Lyon ernannt, und Talleyrands Vater lag im Sterben. Zuvor soll er Louis XVI in einem Brief gebeten haben, seinem Sohn den freigewordenen Bischofssitz zu geben, ein Wunsch, den er seit 1785 wohl wiederholt dem König angetragen hatte. Jetzt endlich, zwei Tage vor seinem Tod am 4. November 1788 hatte er damit Erfolg. Zwei Monate später, Mitte Januar 1789, wurde Charles-Maurice de Talleyrand in Issy bei Paris in einer feierlichen Zeremonie zum Bischof gesalbt und legte dabei den Eid ab, der von allen, die er schwor, wohl am schwersten auf ihm lastete: «Ich, Charles-Maurice, erwählt für die Kirche von Autun, werde von Stund an und für immer, dem Heiligen Apostel Petrus, der Heiligen Römischen Kirche, unserem Heiligen Vater Papst Pius und seinen legitimen Nachfolgern treu sein und gehorchen. (...) Ich werde dafür Sorge tragen, die Rechte, Ehren, Privilegien und Autorität der Heiligen Römischen Kirche, unseres Heiligen Vaters des Papstes und seiner Nachfolger zu bewahren, zu verteidigen, zu mehren und zu propagieren.»⁷¹

Das Bistum von Autun war für Talleyrand lediglich eine Etappe, nicht das Ziel. Seine Tätigkeit für Calonne hatte den Horizont erweitert, auf den er seinen Ehrgeiz projizierte. Den zügig weiter zu verfolgen, bot dieser Bischofssitz kaum Gelegenheit, denn er eröffnete nicht die Aussicht auf weitere Perspektiven, etwa auf die Übernahme eines Ministeramts. Außerdem hatte sich Talleyrand vor allem wegen seiner Beziehungen zu den Rohans und Orléans bei Hofe alle Sympathien verschert. Folglich konnte er sich in absehbarer Zeit keine Hoffnungen auf einen Kardinalshut oder auf die Berufung an die Spitze eines einflussreicheren Bistums machen. Als Generalbevollmächtigter des Kle-



Die Kathedrale von Autun

rus hatte die Karriere so spektakulär begonnen; jetzt schien sie bereits an ihr Ende gekommen zu sein.

Das entmutigte Talleyrand keineswegs, denn er witterte sofort die Chance, die sich mit der für Anfang Mai angekündigten Einberufung der Generalstände nach Versailles bot. Dieses Vertretungsorgan, zu dem sich gewählte Vertreter der drei Stände einfanden, war 1614 zum letzten Mal zusammengekommen. Dass sich nun nach 175 Jahren uneingeschränkter, absolutistischer Herrschaftsausübung die Krone wieder die-

ser Antiquität der ständisch gebundenen Monarchie besann, verriet, wie verzweifelt die Lage des Landes war. Wegen der zunehmend verhärteten Fronde der privilegierten Stände schien es darüber hinaus aussichtslos, allein mit Hilfe der Notabeln eine Lösung für die schwere und sich stetig verschlimmernde Finanzkrise zu finden. Als Generalbevollmächtigter des Klerus hatte Talleyrand erfahren, dass sich Privilegien und Besitzstände Weniger nur verteidigen ließen, wenn man Reformen einleitete, die den legitimen Forderungen der Vielen entgegenkamen. Zu denen gehörten auch jene, die das lebhaft empfinden plagte, stecken geblieben zu sein, weil sie durch die gesellschaftlichen Zustände daran gehindert wurden, ihre Talente und ihren Ehrgeiz zu verwirklichen. Dem ähnelte in gewisser Weise auch Talleyrands Situation. Dieses Bewusstsein hatte seit je die Themen beherrscht, die er mit Seinesgleichen in ähnlicher Situation bei Zusammenkünften in der Rue Bellechasse erörterte. Das wurde auch von der öffentlichen Meinung verhandelt, die sich in den Pariser Salons manifestierte und deren Echo in zahllosen Büchern widerhallte. Diese diffuse Unzufriedenheit nährte ein Feuer, auf dem manche ihr Süppchen zu kochen hofften: Angehörige des Adels, denen Aufstiegsmöglichkeiten verwehrt wurden, auf die Anspruch zu haben sie überzeugt waren, aufgeklärte Bürger, die sich zu kurz gekommen wähnten und Kleriker, die das verschwenderische Leben ihrer Oberen erzürnte.

Dieser Diskurs düngte den Boden, auf dem mit den Generalständen eine Saat aufzugehen und zu reifen versprach, deren Ernte sich in die eigenen Scheuern fahren ließe. So dachte Talleyrand wohl. Wenn es gelang, dem aufgeregten Durcheinander des Meinens und Wollens Worte zu geben, ihm eine Richtung zu weisen, dann konnte das einen weit tragen. Dafür war es durchaus von Vorteil, dass diese sich ringsum regende Unzufriedenheit keine Partei, auch keine Strömung war, sondern allenfalls eine Stimmung, die fassoniert werden musste.

Dafür würden die Generalstände ein ideales Forum bieten. Dessen konnte sich Talleyrand sehr sicher sein. Jacques Necker, der Nachfolger Calonnes im Amt des Finanzministers, hatte nicht nur Weisung gegeben, dass der Dritte Stand die Anzahl der von ihm entsandten Deputierten verdoppelte,⁷² sondern er hatte auch das traditionelle Verfahren, das den Kirchenoberen die exklusive Repräsentanz der Kircheninteressen auf den Generalständen sicherte, abgeschafft. Wie die beiden anderen Stände sollte der Erste Stand auf der Basis der Verwaltungsbezirke der

bailliages und *sénéchaussées* Wahlversammlungen abhalten,⁷³ an denen alle Mitglieder des Klerus ohne Ansehen ihres Ranges teilnahmen und abstimmten. Damit war den unteren, bislang nicht repräsentationsfähigen Klerikern, also den Gemeindepfarrern, von vorneherein die Mehrheit über die Kirchenoberen sicher, die zuvor so gut wie ausschließlich die Belange des Klerus vertreten hatten. Das war auch die Absicht, die hinter dieser Änderung stand: Necker kam es darauf an, die Sorgen und Nöte des niederen Klerus zu hören, die von den Bischöfen, die nur ihre Interessen verfolgten, weitgehend ignoriert wurden.⁷⁴ Das bedeutete aber auch, dass die Bischöfe, die als Delegierte kandidierten, nicht damit rechnen konnten, tatsächlich gewählt zu werden. Also befanden sich unter den 330 Delegierten, die für die Vertretung des Klerus auf den Generalständen insgesamt vorgesehen waren, nur 46 Prälaten, 10 Erzbischöfe, 34 Bischöfe und 2 Coadjutoren. Selbst wenn man dieser Gruppe noch die 27 Generalvikare hinzurechnet sowie 26 Kanoniker, so waren die Repräsentanten des oberen Klerus deutlich in der Minderheit.⁷⁵

Allein schon wegen des modifizierten Wahlverfahrens beim Klerus musste sich Talleyrand nach Autun aufmachen, wo die Wahlen für die zwei Deputierten, die der Erste Stand der Diözese nach Versailles entsenden sollte, auf den 2. April 1789 angesetzt waren. Die Zeit drängte also, weshalb Talleyrand schließlich am 12. März in Autun eintraf, um drei Tage später sein Bistum mit feierlichem Pomp in Besitz zu nehmen. Das Zeremoniell absolvierte der neue Bischof mit dem gebotenen frommen Ernst. Für Talleyrand war das Bestandteil des Wahlkampfes, mit dem er binnen kürzester Zeit die Angehörigen des Klerus von sich überzeugen musste, damit sie ihn gut zwei Wochen später zu ihrem Repräsentanten kürten. Das war notwendig, denn für seine Wähler, den Ortsklerus, war er bestenfalls wegen seiner Tätigkeit als Generalbevollmächtigter ein vom Hörensagen bekannter Unbekannter. Dass sie ihn jetzt leibhaftig wahrnahmen und einen möglichst vorteilhaften Eindruck von ihm erhielten, dieser Pflicht unterwarf sich Talleyrand mit geradezu religiösem Eifer. Nicht nur, dass er seinen Amtsgeschäften als Bischof peinlich genau genügte, regelmäßig den Sitzungen der bischöflichen Verwaltung vorsah, verwaiste Pfarrstellen besetzte, innerkirchliche Streitigkeiten schlichtete, sondern er spielte auch die Komödie tiefer Frömmigkeit. Jeden Tag konnte man ihn beim Gebet in einer der Kirchen Autuns gewahren oder bei Sonnenschein im Garten des Bischofspalais, wo er das Brevier lesend auf und ab wandelte.⁷⁶

Das waren aber nur die dem Amt geschuldeten Pflichten, denen sich Bischof Talleyrand allein aus Gründen seiner Wahl so ostentativ unterwarf. Hinsichtlich deren Kür zog der Oberhirte zur Verblüffung seiner Schafe noch ganz andere Register. Die Wahlen zu den Generalständen fielen mitten in die vorösterliche Fastenzeit, und auf dem Land wurden die kirchlichen Gebote der Enthaltbarkeit mit aller Strenge beachtet. Die Metzgereien blieben geschlossen, so dass sich die Ernährung in dieser Zeit auf Gemüse, Kartoffeln und Fisch beschränkte. Fisch war in Autun jedoch rar, aber der neue Bischof wusste Abhilfe zu schaffen. Auf seine Veranlassung hin hielt die täglich zwischen Paris und Lyon verkehrende Postkutsche in Autun und belieferte den Markt der Stadt mit frischem Fisch! Damit nicht genug, lud er die Gemeindepfarrer häufig an seine Tafel und ließ ihnen von seinem Leibkoch köstliche Fischgerichte zubereiten.⁷⁷

Fromme Übungen und gutes Essen können zwar eine überzeugende Wirkung entfalten, ersetzen aber nicht Argumente. Deshalb verfasste Talleyrand ein regelrechtes Wahlmanifest, das Auskunft darüber geben sollte, welche Linie er nach seiner Wahl zum Deputierten auf den Generalständen verfolgen wollte. Dieses Dokument, das ihn als entschlossenen Reformier ausweist, wofür er bereits als Generalbevollmächtigter wie als Berater Calonnes genügend Beweise abgelegt hatte, war nichts weniger als ein weitsichtiges, geradezu radikales Programm wirtschaftlicher und sozialer Neuerungen. Seine Kernpunkte lauteten, dass die Ordnung des Landes durch Gesetze gewährleistet werden solle, denen das Volk zuvor zugestimmt hatte. Dasselbe Prinzip sollte auch für die Erhebung von Steuern gelten. Deshalb müsse eine aus freien und gleichen Wahlen hervorgehende Repräsentativversammlung gewählt werden, die garantierte, das Wollen und Meinen der Vielen unverfälscht gegenüber der Regierung zu vertreten. Für die öffentliche Ordnung sollten im übrigen zwei Prinzipien unumstößlich gelten: Freiheit und Eigentum. Niemand dürfe ohne gesetzliche Grundlage seiner Freiheit beraubt werden; alle Strafen müssten einer gesetzlichen Regelung entsprechen, was bedeutet, dass sie ohne Unterschied Bürger aller Klassen trafen. Alles was Eigentum sei, solle für alle Zeiten als «heilig» respektiert werden.

Bemerkenswert schließlich die Vorschläge, die zum drängendsten Problem, der Lösung der akuten Finanzkrise, gemacht werden: Wiederherstellung des öffentlichen Kredits, aber ohne neue Steuern zu erheben! Stattdessen wurde von Talleyrand vorgeschlagen, die Staatsein-

nahmen entweder durch eine Abschaffung geldwerter Privilegien, durch den Verkauf des Domänenbesitzes, durch Gründung einer gut organisierten Nationalbank oder durch die Emittierung neuer Anleihen zu vermehren. In jedem Fall aber gelte es, entschädigungslos alle Steuerprivilegien abzuschaffen und den Bestand des Kronbesitzes genau aufzunehmen.⁷⁸

Dieser Forderungskatalog dürfte den biederen Landpfarrern geradezu revolutionär vorgekommen sein, weshalb der Kandidat klug handelte, sie mit köstlichen Fischspeisen und Weinen für sich einzunehmen. Außerdem wurde, was sie am meisten verstört und zum entschiedenen Widerspruch provoziert hätte, die Aufhebung und Veräußerung des Kirchenbesitzes, die Talleyrand dann in der Nationalversammlung vorschlug, wie es sich für ein Wahlmanifest gehört, nur sehr vage angedeutet. Was auch immer dafür den Ausschlag gab, die ostentative Frömmigkeit, Fisch, Wein oder dieses Wahlmanifest, der Kandidat Charles-Maurice de Talleyrand, Bischof von Autun, wurde am 2. April 1789 mit überwältigender Mehrheit zum Abgeordneten des Ersten Stands auf den Generalständen gewählt, die in Versailles am 5. Mai feierlich eröffnet wurden. Zehn Tage nach diesem Wahltriumph, am Ostermontag, dem 12. April, reiste Talleyrand nach Paris ab. Als Bischof der Heiligen Römischen Kirche hat er Autun nie wieder gesehen.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de